

46]

Geschichte einer Bombe.

Von Andreas Strug.

Wieder liegt sie auf dem Bett. Sie starrt lange auf den Menschen, der bei ihr sitzt. Dieser Mensch bewegt die Lippen und lächelt ihr zu. Sie bemüht sich sehr, zu wissen, wer er ist. Sie muß es wissen. Ach ja, sie muß. Sie muß wissen, was er spricht, sie muß es hören. Und sie wiederholt sich mit dem Starrsinn eines Kindes: ich will hören, ich will hören . . . Dann lacht sie freudig auf: ich höre ja, ich höre alles — und dieser Mensch, das ist der Arzt! Die Menschen sind nicht nur, sondern jeder hat seinen besonderen Namen: auch der Doktor hat seinen Namen: Fenster? Wand? Diwan? Schnee? Ach ja, ich weiß — es ist der Arzt, und deshalb heißt er auch Arzt!

Beruhigt wiederholt sie immerfort leise flüsternd: Arzt, Arzt, Arzt . . . Jetzt weiß sie es und wird es nicht vergessen. Der Arzt geht, und Kama blickt wieder durch ihr geliebtes Fenster.

Sie erhob sich erstaunt und blickte aus den Kissen. Wie weiß ist die Welt! Wie weiß! Was ist dem geschehen? Sie hätte gewünscht, daß es anders wäre, daß es wäre wie gerade noch vor einem Augenblick, als hinter dem Fenster alles in Grün ertrank, als sich die großen saftigen dufenden Blätter und die schweren blafrosa Blumen zu ihr neigten und herein-sahen. Eine große Sehnsucht nach etwas Unbekanntem ergriff sie: das waren doch wohl liebe Stimmen — doch wessen? Vielleicht war es nur ein Hauch, eine gewisse Wärme . . .

Nein — es war etwas anderes: etwas Lebendiges, Schönes, Duftendes. Das lebte, und man konnte sich ganze Stunden damit unterhalten. Hier auf dem Tischchen am Bett hat es über ihr gemacht . . . Es ging und kam wieder, jedesmal anders, jedesmal schöner. Jetzt ist es nicht mehr. Schon lange nicht mehr. Kama blickt mit stehenden Augen auf die bekannte Stelle, auf das weiße leere Tischchen.

„O komm! Sei hier bei mir! Ich bitte Dich so sehr! Ich bitte!“

Sie hat Tränen in den Augen. Man kränkt sie. Warum tut man ihr weh? Kama wendet sich zur Wand und weint. Schweres Unrecht ist ihr widerfahren und ihr Schmerz ist grenzenlos.

Ihre Tränen strömen — sie weint ganz still wie ein erschrecktes Kind, das man ungerecht bestraft und in diesem schrecklichen, fremden, öden Zimmer allein gelassen hat.

In der Tür steht der alte Arzt und spricht lange zu ihr mit heiterer Stimme, freundlich lächelnd.

Und wer ist hinter ihm? Hinter ihm? . . . Hinter seinen Schultern erscheint ein schreckliches Gespenst. Ein kalter Schauer schüttelt sie, sie kann kein Glied rühren. Sie hat keine Kraft, um Hilfe zu rufen, keine Kraft, die Augen zu schließen, um es nicht zu sehen . . .

Sie blickt mit weit aufgerissenen irren Augen. Sie muß hinsehen. Das Gespenst tritt über die Schwelle. Sie sieht nichts als seinen schrecklichen Blick — und kann sich von diesen Augen nicht losreißen. Kama sammelt alle Kräfte in sich. Sie versucht loszukommen, wie unter dem Druck eines gewaltigen Felsens, der unbarmherzig auf ihr lastet. Ihr ganzer Körper spannt sich, die Brust springt ihr fast vor Anstrengung —

Ach, Ach!

Ein unmenschlicher, irrsinniger Schrei! — Sie steckt den Kopf unter die Decke. Der weiße Arm schiebt sich heraus, umfaßt konvulsivisch das Kissen und drückt es mit aller Kraft ans Gesicht.

Leo näherte sich dem Bett und legte auf ihre weißen nackten Füße den biden Bund der Mimosenzweige.

Dann entfernte er sich still auf den Behen, ohne den Arzt anzusehen, der wortwurschall auf ihn blickte.

Auf Kamas Füßen lag die schöne feierliche Pracht der Mimosenzweige. Sie ruhten wie zu Füßen einer Märtyrerin, die, von den Menschen zu Tode gequält, nun für ewig erlöst war. Der starke berauschende Duft umhüllte wie ein Leichentuch ihren toten Körper.

Gegen Abend wurde Besjchids Dunkel unruhig. Und um Mitternacht war er sicher, daß ein Unglück geschehen war. Seine Betrübnis war groß.

„Ich habe ihn hineingeritten. Das habe ich fein gemacht!“ wiederholte er sich unausgesetzt, während er in seinem Kämmerchen auf und ab ging und auf jeden Klang des Glöckchens am Tor horchte. Er legte sich zum Schlafen hin, aber er vermochte kein Auge zu schließen. Gegen Morgen erst schlief er ein. Schläge an die Läden tür wecten ihn. Der Alte sprang auf, und jetzt kam es ihm in den Sinn, daß man eine Haus-suchung erwarten konnte. Er fürchtete sie zwar nicht, aber angenehm war es doch auch nicht. Er erhob sich tapfer und öffnete die Tür auf die Gasse.

Doch es war nur der Junge vom Bäcker, wie gewöhnlich um diese Stunde. Der Tag verging dem Alten unter düsteren Gedanken und bitteren Selbstwürfen.

Es kann sein, daß man ihn auf der Straße verhaftet hat, ohne jeden Grund, wie so viele, dachte er. Es kann auch sein, daß er irgendwo bei diesen Parteimenschen, zu welchen ich ihm den Weg gewiesen, ergriffen wurde. Jedenfalls — was kann ich dafür? — Doch diese richtige Ueberlegung konnte seine Sorge nicht verschonen. Er liebte den Reffen sehr, noch mehr aber setzte ihm die Scham zu, daß seine Beziehungen und Bemühungen so schmähsch verjagt hatten. Den ganzen Tag verjuchte er auf jede Weise zu jenem Genossen zu gelangen, zu dem er den Reffen geschickt und dessen Adresse er unter solchen Schwierigkeiten bekommen hatte. Endlich erfuhr er, daß dieser Arbeiter in der Nacht verhaftet worden war. Am Morgen des nächsten Tages erst las er in der Morgenzeitung den Namen des Reffen in der langen Liste der Verhafteten, die ins Gefängnis des Rathauses eingebracht worden waren. Er dachte: Was läßt sich da machen? — So viele sind verhaftet worden — warum auch nicht? Er ist weder ge-weiht, noch dagegen versichert. Verhaftet — mag er sitzen!

Der Alte wählte unter seinen Ladenartikeln das Beste, was er hatte, aus, kaufte noch etwas dazu und füllte ein großes Körbchen für den Reffen im Rathaus. Er tat noch ein Kissen und eine Decke dazu und sah schließlich das Gepäc des Reffen nach, um etwas Bäsche herauszuholen. Aber er fand in dem Korb weder Wäsche noch sonst welche Sachen. Der Korb war von oben bis unten mit Heu gefüllt. Der Alte wunderte sich und steckte die Hand durchs Heu. Aber er fand nichts als ein gelbes, mit einem Riemen umwickeltes Leder-etui. Das Etui war ziemlich schwer. Einen Augenblick fuhr es ihm durch den Sinn, daß es Geld sei — Gold. Vielleicht, dachte er, haben sie das irgendwo in ihrer Gegend erbeutet und schicken es der Partei? Er schloß die Tür zum Laden, zog den Vorhang vor das Fenster und sah nach.

Zu Etui sah, genau hineinschauend, eine massive eiserne Büchse. Der Alte nahm sie heraus, wog sie in der Hand, schüttelte sie, drehte sie nach allen Seiten. Aber kein Geld erklang, sondern es kollerte leise etwas im Innern wie in einer verfortkten Glasche. Der Deckel ließ sich nicht abschrauben. Die Büchse war dick mit verrottem Fett beschmiert und drehte sich nur in der Hand. Als er sie so von allen Seiten betrachtete, schlug ein Gedanke wie ein Blitz in ihn ein. Erst ein schrecklicher Verdacht und gleich auch unerklärliche Gewißheit.

Der Alte blieb vor Entsetzen versteinert. Er hatte Angst, sich von der Stelle zu rühren, hatte Angst, den schrecklichen Gegenstand, dessen kalte Berührung ihm einen Schauer ein-jagte, hinzulegen. So stand er lange, bis er jemand in den Laden eintreten hörte. Er nahm alle Kraft zusammen, be-zwang sich und legte die Büchse ins Heu in den Korb zurück.

Von kaltem Schweiß übergossen, stand er, beinnungslos vor sich hinstarrend und schwer atmend, hinter dem Läden-tisch.

„Was ist Ihnen? Sind Sie krank?“

Schwarze Kreise drehten sich vor den Augen des Alten, und er konnte nicht gleich erkennen, wer vor ihm stand. Es war ein Bursche von etwa zwanzig Jahren, bartlos, bleich, mit einem traurigen Blick in den schwarz unrränderen Augen. Der zerknitterte Hut saß ihm tief in der Stirn, und der weiße Paletot, der nur über einen Arm angezogen war, war fest zugeknöpft.

„Was haben Sie? Schüttelt Sie das Fieber? Oder haben Sie das große Los gewonnen?“

„Dich, Hund, habe ich noch hier gebraucht! Mach, daß Du hinauskommst! . . .“

Der Bursche sah ihn erstant an, und sofort wurde sein Blick böse, frech und herausfordernd:

„Nur langsam, Alter! Nur nicht so hitzig! Dein Hund bin ich nicht, denn ich bin nicht Dein Sohn . . . Wenn Sie artig mit mir umgehen, so werde auch ich artig sein. Wenn Sie sich aber wie ein Bourgeois benehmen, so werde ich mit Dir ein Wörtchen reden, wie es sich mit einem Bourgeois geziemt . . . Was ist geschehen? Reden Sie wie ein Mensch!“

Dem Alten traten Tränen in die Augen. Mit der Unvorsichtigkeit eines Verzweifelnden entdeckte er dem Burschen das gefährliche Geheimnis. Vielleicht weil er gerade in diesem entsetzlichen Augenblick kam. Wäre in den Laden eine bekannte Köchin, ein Kutscher oder wer immer, der erste beste von der Straße eingetreten, er hätte es auch gesagt. Er hatte völlig den Kopf verloren.

Der Bursche beherrschte sofort die Situation oder vielmehr den Ladenbesitzer selbst. Der Alte tat alles, was man ihm befohl. Er bebte vor Angst und war unendlich erleichtert, als er sah, wie der Bursche die Bombe in die Tasche seines Paletots gleiten ließ. Tief aufatmend machte er die Schublade auf und gab ihm fünf Rubel; holte vom Haken einen Schinken, ohne ihn abzuwiegen, gab noch ein ganzes Viertel Tee dazu und füllte ihm die Taschen mit Zigaretten. Der Bursche hätte mit ihm in diesem Augenblick anstellen können, was immer ihm nur eingefallen wäre; der Alte hätte einen Wechsel unterschrieben, hätte den ganzen Laden seinem Erlöser abgetreten, hätte ihn an Kindesstatt angenommen — bloß dafür, daß der Bursche diese schreckliche Sache mit sich nahm. Und er hätte noch viel mehr für ihn getan — wenn er nur schon rasch und so schnell als möglich sich entfernte und nie wiederkehrte.

Endlich blieb der Alte allein, faltete die Hände und erhob die Augen zur Decke. Ein heißer dankbarer Seufzer strömte aus dem Laden und verschwand in den himmlischen Räumen. Die Freude des Alten war unermesslich und grenzte im ersten Augenblick an Wahnsinn. Das dauerte ungefähr eine Stunde. Dann kehrte ihm die Besinnung zurück, und Verzweiflung ergriff ihn, als er sich klar machte, welche tödliche Dummheit er in seinem tödlichen Schreck begangen hatte. Er hatte sich einfach in die Sklaverei dieses mehr als unsicheren Menschen begeben, dieses halben Banditen, der jeden Tag ein ganzer Räuber werden konnte! Er hatte da vielleicht mit einem Provokateur von morgen angebunden, der ihn zu allererst anzeigen würde! — Er war und blieb diesem Menschen ohne Ehre und Glauben auf Gnade und Ungnade ausgeliefert!

(Fortsetzung folgt.)

Das tote Kind.

Von Henry Bordeaux.

I.

Ihr, die Ihr wohl ausgestattete bequeme Häuser habt, in denen Ihr bleiben könnt, wenn Ihr krank seid, Euch behaglich ausstrecken dürft, um zu schlafen und selbst um zu sterben, wißt Ihr, wie es in den Häusern der Armen aussieht?

Schlecht erleuchtete Treppen führen höher und höher in die gar kein Ende nehmenden Stockwerke, und in den langen, schmalen Korridoren stößt man sich, wenn man in sein Stübchen gelangen will. Spricht man von einer Wohnung, so bedeutet das eine Küche, groß wie ein Taschentuch, neben der ein Raum so groß wie zwei Taschentücher liegt und in dem es im Winter eifrig kalt und im Sommer siedend heiß ist. Die Wohnung, in der ich arme Frau lebe, liegt irgendwo im Montmartre. Wozu sie Euch genau sagen? Es hat keine Gefahr, daß Ihr mich besuchen werdet.

Eines Abends, als ich heimkehrte, glaubte ich, meine Stube niemals mehr erreichen zu können. Ich trug eine so schwere Last. Es war mein Kind, das so schwer wog, mein Kind, das zur Welt kommen sollte. Und der Vater war gestorben, und ich war allein.

Als ich endlich im Bett lag, konnte ich mich nicht mehr bewegen. Mit der Faust schlug ich gegen die Wand, und die Wand ächzte. Meine Nachbarin hatte mich gehört. Es ist eine alte Frau, die nicht jeden Tag satt zu essen hat. Aber das tut nichts! Delfen die Armen sich untereinander nicht, wer sollte ihnen wohl helfen!

Ja, die Reichen geben ihr Geld, aber Zeit haben sie nicht. Sie geben ihre Füße nicht, um hin- und herzugehen, die Treppen hinauf- und hinabzusteigen, zu laufen und zu eilen. Ihre Hände geben sie nicht zum halten und pflegen nicht damit, ihre Finger wissen nicht zu lindern, zu schmeicheln, zu beruhigen und zu heilen, aus ihrem Munde kommen keine Geschichten, die zerstreuen, keine guten Worte, die stärken, besänftigen und erfrischen, aber vor allen Dingen geben die Reichen ihr Herz nicht.

Meine Nachbarin half mein Kind zur Welt bringen. „Es ist ein Mädchen“, hat sie mir zugerufen, „ein dickes, rundes, niedliches Kind.“ Ich sagte: „Meine Tochter Marie.“ Noch ganz zerrädert, zerschlagen und ermattet lag ich da. Aber als ich dieses warme Etwas neben mir fühlte, dieses warme Etwas, das Leben von meinem Leben war, glaubt mir, da habe ich vor Freude geweint.

Doch bald hieß es, wieder an die Arbeit gehen. Ich bin Wäscherin. Weil die Armen schaffen müssen, können sie ihre Kleinen nicht bei sich behalten. Doch in allen Stadtvierteln gibt es Krippen. Dorthin bringt man die Säuglinge morgens, wenn man zur Arbeit geht, und abends, wenn man nach Hause geht, holt man sie wieder. Man ist nur nachts Mutter, und oft schläft man nicht ein.

Ja, ganz sicher sind die Kleinen in den Krippen besser als zu Hause aufgehoben. Wie die Soldaten, ordentlich aufgereiht, stehen die weißen Bettchen nebeneinander. Mitten von der Decke hängt ein Hanswurst herunter und schneidet Fragen. Von allen Bettchen aus kann man ihn sehen und von allen Bettchen lächelt man ihm zu. In der ersten Zeit, wenn ich die Kleine nach Hause brachte, schrie, heulte und zappelte sie wie eine zu Höllequalen verdamnte Seele. Ich wußte nicht, was ihr fehlte. Sie verlangte nach dem großen Hanswurst. Da schlenterte ich mit den Armen hin und her, steckte die Zunge heraus, drehte den Kopf, als ob ich von einem Bindfaden bewegt würde. Da begann meine Tochter über ihren wiedergefundenen Hanswurst zu lachen.

II.

Mein Mädel wurde ein Jahr alt, zwei Jahre, drei Jahre, vier Jahre. Sie machte zuerst einen Schritt, dann noch einen und ihre kleinen Füße begannen zu trappeln. Zuerst sagte sie ein Wort, dann ein zweites und nachher so viel, so viel, daß man sie gar nicht unterbrechen konnte. Beginnen sie zu laufen, beginnen sie ihre Kleinen Neben zu halten, geht einem das Herz auf. Man weiß nicht, bis wohin sie gehen werden, man versteht nicht, was sie sagen, aber die Brust schwillt vor Stolz — vor Stolz, vor Glück, vor Furcht.

Aber mehr als alles andere, am rührendsten ist es, ihren Blick zu fühlen, der aus den weit geöffneten Augen kommt und sich vertrauensvoll auf euch richtet, in dem sicheren Gefühl, daß ihr alles können könnt. Da möchte man wirklich der liebe Gott, Erde und Himmel sein, um ihnen alles geben zu können. Und ist für ein Kind die Mutter nicht Gott? Besonders für ein Kind, das nur seine Mutter auf der Welt hat?

Ich nahm sie mit mir in die Wäschanstalt, keinen Augenblick verließ ich sie mehr. Sie war mein Glück, mein guter Engel, meine Tage, meine Nächte, mein Leben, mein alles. Sie wurde von den anderen Wäscherinnen verwöhnt, selbst von denen, die nichts taugten.

Eines Abends, als wir nach Hause gingen, fror sie. Am nächsten Tage hustete sie. „Sie muß ins Krankenhaus gebracht werden“, ordnete der Armenarzt an. Sie mußte ins Krankenhaus, sie durfte nicht bei mir bleiben. Die Armen können nicht zu Hause krank sein.

Jeden Abend ging ich zu ihr, jeden Abend, wenn ich von der Arbeit kam. Im Kinderkrankenhaus darf man bis acht Uhr bleiben. Ich brachte ihr Spielzeug und Apfelsinen mit. Sie legte alles auf das Bett und kümmerte sich nicht weiter darum. Sie sprach fast nicht mehr. „Mama! Mama!“ zweimal sagte sie es, wenn ich kam und ging.

Aber ihre Blicke verließen mich nicht mehr. So lange ich bei ihr war, ruhten sie durchbohrend auf mir. Und allmählich nahmen die Augen in dem kleinen, weißen Gesichtchen den ganzen Platz ein. Wohl verstand ich, was diese Blicke, die mich so qualvoll betrachteten, wollten. Ich bin nicht der liebe Gott; was sie verlangten, konnte ich ihnen nicht geben.

Eines Abends sagte sie nicht: Mama, sie sagte gar nichts mehr, als ich eintrat. Ihre Blicke starrten auf mich, ich weiß nicht, ob sie mich sahen. Gerade ging der Arzt vorbei: „Herr Doktor, Herr Doktor, sehen Sie mein Kind doch an, haben Sie Mitleid!“

Der Doktor neigte sich zu ihr herab. „Sie ist verloren, meine arme Frau. Sie überlebt die Nacht nicht mehr.“ „Also will ich diese Nacht hier bleiben.“ „Die Hausordnung gestattet es nicht, meine arme Frau, daß Sie bleiben.“ „Dann will ich sie mit nach Hause nehmen. Erlauben Sie mir das. Man trennt eine Mutter von ihrem sterbenden Kinde nicht.“

„Frau, Frau, es ist acht Uhr, Sie müssen das Krankenhaus verlassen“, kündete der vorbeigehende Krankenschwester an. „Nehmen Sie sie mit“, sagte der Doktor.

Ich ließ es mir nicht zweimal sagen. Ich nahm das Kind in meine beiden Arme, schlug meinen Rock hoch und wickelte sie ein. Ich drückte sie fest an mich, um ihr Wärme, meine ganze Lebenswärme zu geben. Aber als ich die Treppe hinuntergehe, höre ich einen stärkeren Atemzug. Ich bleibe stehen, ich horche. Noch ein Atemzug und dann nichts mehr. Ich sehe sie an, und ich begreife. Es war so leicht zu verstehen. Sie war an meinem Herzen gestorben. Aber das war noch nicht alles. Ich mußte aus dem Krankenhaus heraus, und das darf man nicht mit einer Toten. Nun hieß es, ruhig an dem Pförtner vorbeikommen: „Was tragen Sie denn da unter dem Rock? Ihr Kind? Ist sein Bruder krank? Sein Bruder oder seine Schwester? Schlimm. Sehen Sie nur zu, daß ihm nicht auch etwas passiert.“

Ich war mit der Kleinen draußen. Sie wog jetzt so schwer.

Ein Kind von vier Jahren ist ein Gewicht, besonders wenn es nicht mehr lebt. Wie sollte ich es so weit, so weit bis zu dem Zimmer, in dem es geboren worden war, tragen? Ich hatte nur einige Kupfermünzen bei mir.

Auf der Straße ging ein Mann vor mir her. Er war sicher nicht reich, aber auch nicht arm. Er würde wohl ein halbvolltes Portemonnaie in seiner Tasche haben. „Mein Herr, mein Herr, bleiben Sie einen Augenblick stehen.“ Er blieb stehen und sah mich an. „Geben Sie mir zwei Franz, mein Herr.“ Er wich zurück, lachte und wollte weitergehen. „Ach, ich wollte Sie nicht anbeteln.“ „Wirklich nicht, Frauchen?“ „Ich habe mein Kind auf dem Arm, es ist so schwer, weil es tot ist. Ich bitte Sie um Geld für einen Wagen, damit ich nach Hause komme.“

„Verzeihen Sie mir, arme Frau.“ Er hat mich um Verzeihung wegen des Gedankens, den er gehabt hatte und wohl haben konnte. Und er gab mir drei Franz. So konnte ich nach Hause kommen. Ich bin dieselbe Treppe hinaufgestiegen wie damals, als das Kind zur Welt kam. Ich hatte mich damals auf jeder Stufe beklagt, und ich sollte doch Leben geben. Aber wenn man ganz allein sein totes Kind im Arm hat, ist alles Blut, alle Kraft fort.

(Verachtete Uebersetzung von N. Collin.)

Die Prüfungsangst.

Unter den Nervenleiden der Vernschule steht als quälendste und in ihren Folgewirkungen gefährlichste die Prüfungsangst in erster Reihe. Bürgerstein bezeichnet sie als eine Form der Neurasthenie, welche auch bei fleißigen, wohl vorbereiteten Prüflingen als eine gewöhnliche Erscheinung häufig auftritt; ihr Auftreten kennzeichnet sich als ein Komplex von Erregungszuständen des Herzens, des Sprechapparates, der Haut, der Hand- und Beinmechanismen usw., ausgelöst durch Unlustgefühle, die mit der Erwartung eines gefährlichen Ereignisses zusammenhängen. Wie die meisten Affekte das körperliche Wohlbefinden in Mitleidenschaft ziehen, hat besonders die Examensangst starke Rückschläge auf die Gesundheit der Kinder zur Folge. In erhöhtem Maße leiden unter ihr nervöse oder psychopathische Konstitutionen. Dr. Puterman untersuchte 43 Schüler (10 bis 16 Jahre alt) der Realschule in Sosnowitz in der examensfreien Zeit, vor und nach dem Examen und während der Examina selbst, wobei die Pulsfrequenz festgestellt und der Blutdruck gemessen wurde. Elf Schüler waren mit Lungen-, Herz- und Nervenkrankheiten erblich belastet. Bei der Untersuchung während der Examenzeit beklagten sich die Schüler hauptsächlich über Kopfschmerzen, Schwindelanfälle, Stiche in der Seite, schnelle Ermüdung bei geistiger Arbeit, Nasenbluten, Zittern der Hände beim Schreiben, Schmerzen in den Beinen, Herzklappen — alles Symptome nervöser Angst. In der examensfreien Zeit war die geringste Pulsfrequenz 68, die größte 120; der geringste Blutdruck 65 Millimeter, der größte 130. Vor dem Examen war der Puls schneller in 36 Fällen (84 Proz.) um 4—36 Schläge in der Minute, der Blutdruck in 37 Fällen (86 Proz.) um 2—40 Millimeter erhöht. Unmittelbar nach dem Examen war der Puls bei 34 untersuchten Schülern, im Vergleich zur Pulsfrequenz vor dem Examen, um 2 bis 40 Schläge langsamer, der Blutdruck um 2—23 Millimeter niedriger.

Bei den Schülern der höheren Klassen trat die Wirkung der Examina auf Puls und Blutdruck scharfer hervor. Dr. Ignatieff fand durch Messungen des Körpergewichts bei Schülern eines Feldmessersinstituts in Moskau während der Examenzeit, daß 79 Proz. der Schüler an Gewicht verloren und daß die Abnahme im Durchschnitt bei jedem Schüler 1516 Gramm betrug. Er kommt zu dem Schlusse, daß „unter den gegebenen Umständen die Examina in ihrer Wirkung auf den jugendlichen Organismus einer schweren Krankheit vergleichbar seien, die bedeutende Störungen der Ernährung und der Gewebe zur Folge hat und jedenfalls auch dasjenige Organ nicht unberührt läßt, welches während der Examinationsperiode am angestrengtesten arbeitet, das Gehirn.“ Auch Dr. Kosinoff, der an drei sibirischen höheren Knaben Schulen eine große Beobachtungsreihe aufgestellt hat, ist zu dem Ergebnis gelangt, daß drei Viertel aller Kinder während der Prüfungen an Gewicht verlieren und daß in den höheren Klassen, deren Schüler die Examina erster nehmen, die Gewichtsabnahme bei einer größeren Schülerzahl vorhanden war als in den niederen Jahrgängen. Er wie Ignatieff halten die große Erregung, in die die Kinder durch die Prüfung versetzt werden, indem sie ihnen den Schlaf raubt, den Appetit beeinträchtigt und sich in Form von Furcht, allgemeiner Unruhe, gedrückter oder krankhaft gehobener Gesamtstimmung äußert, für höchst verhängnisvoll; sie werden in diesem Urteile von Dr. Julien, der an einem bulgarischen Mädchengymnasium, und Dr. Bonoff, der an Abiturienten in Sofia Untersuchungen angestellt, durchaus unterstützt.

Dr. Andrae schildert die Art, wie sich der Erregungszustand je nach der Individualität der Schüler äußert, indem er schreibt: „Aengstliche Gemüter leiden an einer permanenten Unruhe, die sie ihres Lebens nicht froh werden läßt. Auch die Eltern wissen davon zu erzählen, welche Schatten Schulaufgaben und Semesterarbeiten in das Familienleben hineinwerfen. Phantasiervolle Naturen sehen bei jeder mißglückten Aufgabe das Gespenst des kommenden

Examens; der pessimistisch angelegte Schüler malt sich sein Mißgeschick in den schwärzesten Farben.“ Kommt hierzu noch, daß ein so gedüngter und beunruhigter Schüler auch in der Familie seiner ruhigeren und nüchternen Auffassung der Dinge begeben, daß er vielmehr — was besonders in den mittleren und höheren Gesellschaftsklassen eine häufig zu beobachtende Erscheinung ist — durch Schimpfen, Jammern, Vorwürfe und ungestümes Drängen immer erneut wieder angetrieben und aufgeweicht wird, so ist es schließlich kein Wunder, wenn er in Verzweiflung verfällt und seinem — wie er meint — verpfaßten Dasein ein Ende macht.

Die Selbstmordstatistik beweist, daß in der Tat eine unverhältnismäßig große Anzahl von Schülern den Nervenleiden und -strapazen der Schulprüfungen nicht gewachsen ist. Eine von Guttstadt für die Jahre 1883—88 vorgenommene Untersuchung der Schülerelbstmorde in Preußen ergab, daß von 62 Selbstmorden, von Schülern höherer Schulen verübt, nicht weniger als 16 (24 Prozent) Examenfurcht, nicht bestandenes Examen, Nichtversetzung als Motiv aufwies. Andere Statistiken beweisen dasselbe, so sehr auch die offiziellen und offiziellen Stellen bemüht sind, die Wirkung dieser Konstatierungen vor der Öffentlichkeit zu verbunkeln oder zu mildern. Die unlegbare Tatsache, daß alljährlich um die Osterzeit ein wahrer Hagel von Meldungen über Selbstmordaffären von Abiturienten und Examinanden aller Art auf den Zeitungsleser niedergeht, hat eine gewichtigere Stimme als die heuchlerische Enttarnung der intellektuell Schuldigen, die als Vertreter eines von Grund aus verkehrten Schulsystems, dessen Grausamkeit und Sinnlosigkeit zu bestreiten alle Ursache haben. Jenes Bild im „Simplicissimus“, das einen Vater zeichnete, der seinen Sohn dem Gymnasium zuführte, während der Tod, aus allen Fenstern grüßend, seine krallige Hand nach ihm ausstreckte, entsprach durchaus der in weitesten Kreisen bestehenden Auffassung. „Eine Nordtat ist in Deutschland straflos“, lautete die bezeichnende Unterschrift, „wenn ein Vater seinen Sohn auf ein humanistisches Gymnasium gibt.“

Es ist eine starke Bewegung im Gange, die alle Prüfungen — wie sie bisher zu Ostern und Michaelis abgehalten zu werden pflegen —, alle Zensurenerteilung, alle Rangordnung und Platzverteilung in den Schulen abgeschafft wissen will. Vereinzelt sind auch schon Versuche gemacht worden, auf Prüfungen Verzicht zu leisten; wie nicht anders zu erwarten war, mit befriedigendem Erfolge. Nur alte ausgepöchte Schulfische, denen die Form zur Hauptsache, der Drill zum Lebenselement geworden ist, können darin einen Verlust für die Erziehung erblicken. Vernünftig denkende Erzieher, denen das Wohlbefinden und die Gesundheit der Kinder über das Schema und den Drill der Schule geht, werden den Fortfall der Prüfungen wie der Zensuren als einen Schritt vorwärts auf dem Wege der Reinigung und Befreiung von überflüssigem Ballast und veraltetem Jopstium begrüßen. Und die Jugend, soweit sie das Glück hat, die Neuerung bereits zu genießen, wird aufatmen, wie von einer Qual und einem bösen Alp befreit. Der Körper soll und darf nicht die Unkosten der Bildung des Geistes tragen — das ist ein Gedanke, den schon Montaigne ausgesprochen hat. Seitdem sind mehr als 300 Jahre verlossen. . . .

O. R.

Kleines feuilleton.

Chinesische Kinder. Man versteht ein Volk nicht, wenn man seine Kinder nicht kennt. In Weisen, Spiel und Lied der Kleinen spiegelt sich vielleicht am reinsten das intime Familienleben; die Welt der Frau empfängt aus diesem Kinderleben gleichsam ihre poetische Verklärung, ihre zarteste seelische Resonanz. Deshalb gewahren uns einen ganz neuen Einblick in das chinesische Haus die Kinderlieder, die J. de Vansemont auf chinesischen Straßen und Spielplätzen gesammelt hat und in wortgetreuer Uebersetzung in einem Aufsatz der „Revue“ wiedergibt. Die Wiegenlieder, die die Frauen singen, wiederholen die kleinen Mädchen für ihre Puppen. So singen sie: „Drei Blätter murmeln hu-lala. Schlaf, Kindchen, schlaf in Mutter's Bett. Und will dich eine Mücke stechen, so schlag ich sie auf ihren Kopf. Mein Kindchen schläft. Meine Blume ruht. Ich schau es an, Wie schlaun sieht's aus. Die weil's in meinen Armen ruht! Meine Blume ist die reizendste unter allen den reizenden Blumen.“ Kinder lieben Tiere, und so singen denn die kleinen Chinesen ebenso den Waitäfer und das Johanniswürmchen an wie unsere Kinder: „Johanniswürmchen, Johanniswürmchen, Steig nieder von dem Bergel! Dein Vater und deine Mutter, die warten auf dich; sie haben Jucker mitgebracht, Zuckerlakt und Fleisch. Komm schnell, sonst ist alles das Kindchen: Waitäfer, Waitäfer, fliege, fliege auf den Berg und nahr dich von Tau, Schlaf auf einer Decke und dann flieg weiter als mein guter kleiner Waitäfer.“ Der Fledermaus ist folgendes Liedchen gewidmet: „Fledermaus, Fledermaus, mit deinen leichten Füßen, Begleite uns, Das Mädchen hier, das ist die Braut, und ich, ich bin der Mann.“ Während lustige Reime von der Schnecke und dem Hänfling erzählt, wird der Kuh ein nachdenkliches Liedchen gesungen: „Eine alte traurige Kuh dachte, Während der Nordwind um ihren Stall heulte: Um eine Krommel zu bespaßen, wird man mein Fell nehmen, Große Haarnadeln wird man aus meinen Knochen machen, Aus meinen kleinen Knochen wird man Wärfel

machen und billig wird man sie verkaufen; Aus meinen Sehnen macht man Peitschen und mein Fleisch, das kocht man in einem großen Topf."

Rätselraten ist eine Lieblingsbeschäftigung der chinesischen Kinder wie der unsrigen. Nur eins dieser anmutigen Rätsel sei angeführt: „Es hat zwei Augen und zwei Nasen, Aber von Geburt an hat es nicht geatmet. Es kann zum Himmel aufsteigen, aber bleibt nicht auf der Erde.“ Gemeint ist ein chinesisches Lieblingspielzeug, der Papierdrache. Die kleinen Mädchen träumen in ihren Liebchen schon von dem künftigen Mann und von wunderbaren Herrlichkeiten, die ihre Eitelkeit ihnen vorgaukelt. „18 Kamele bringen Kleider für dich“, beginnt solch ein Lied und erzählt dann von dem langen Zug der Kostbarkeiten, die für die Kleine eingetroffen sind. Die Knaben ahmen dem Vater nach und singen von Jagd und Krieg: „Seht die Raben mit weißem Bauch! Mein Vater hat geschossen und zehn sind tot. Sind sie gebirgt und gekocht, Dann gib'ts nichts Besseres als das.“ Dann spielen die Kinder Arzt und singen: „Die Tochter meiner Frau ist krank geworden, Wir haben einen Arzt kommen lassen, damit er ihr was eingibt. Ein Rezept hat er verordnet: Die Leber einer Mücke, das Herz eines Flohes, ein halbes Duzend Fliegenflügel, Einen Tee daraus zu machen.“ Folgendermaßen singt der kleine Kuchenverkäufer: „Der Blinde, der meine runden Kuchen, Geschmückt mit roten Punkten, verzehrt, der wird sehend. Sie heilen Taube und Krümme und sind nicht zu hart für die Zähne der alten Damen. Dem Kahlkopf, der sie isst, dem wächst ein Popf. Geh meine Kuchen! Der Mann, der sie isst, hat keine Angst mehr vor seiner Frau, Und die Frau, die sie isst, arbeitet.“ Als lebhafteste, schelmische, lebenswüthig neckende kleine Gesellschaft offenbaren sich die chinesischen Kinder in diesen Liedern, die zugleich von einem tiefen Familiengefühl und von einer heiteren Naturliebe erzählen.

Sprachwissenschaftliches.

Die grüne Gilde. Die Berufsäger, die man gern als die Grünen, Grünpechte, Grünröde oder als grüne Gilde bezeichnet, umschloß früher, namentlich seit dem 13. und 14. Jahrhundert, ein viel engeres Band als heutzutage. Der junge Jäger mußte unter einem tüchtigen Lehrherrn, dem Lehrprinzen, drei Lehrjahre durchmachen, die sogenannte Behängezeit. Zu seiner Ausbildung gehörte auch die sichere Erlernung der Weidmannssprache, und auch die Jagdherrn suchten nunmehr eine Ehre darin, weidgerecht zu reden (gerecht = recht). Wer sich verbeßte, das heißt unweidmännisch ausdrückte oder sich sonst unweidmännisch benahm, der erhielt in Weisheit der ganzen Jagdgesellschaft die Pfunde: er mußte sich über das beste Stück der Strecke legen und erhielt von jedem mit dem Jagdmesser drei Schläge auf das Gefäß. Eine Fanfare leitete die Strafhandlung ein, und eine andere schloß sie. Unter solche aber, die sich als gute Schützen bewährt hatten, besonders solche, die einen jagdbaren Hirsch erlegt hatten, wurden die Wridche verteilt d. h. grüne Baumzweige, die sie sich auf dem Hute befestigten. Reich war die alte Zeit auch an allerlei Jagdschreien; als solche bezeichnete man kurze Reime, mit denen die Teilnehmer einer Jagd zusammengerufen und die Leithunde angefeuert wurden, und Weidsprüche, meist aus Frage und Antwort bestehende formelhafte Sprüche, die die Jäger zueinander sprachen oder auch an den Leithund richteten, und deren Kenntnis als Zeichen eines gelerntem Jägers galt. Heute ist nur noch die alte Grunformel Weidmanns Heil!, der auch wohl noch ein Weidmanns Dank! entgegenkallt, am Leben geblieben.

Die eigentlichen Berufsäger sind heute die Förster und Oberförster. Daneben aber gibt es Jäger aus den verschiedensten Berufs-Klassen, die aber nicht mehr wie einst einen geschlossenen Stand bilden und unter denen sich auch viele finden, die man spöttlich als Sonntagsjäger, Jagdfege u. ä. bezeichnet. Ein älterer Name für Jäger, die ihr Handwerk nicht verstehen, ist auch Wein-hase, entlehnt aus Wöhase, d. h. Boden-hase, ursprünglich eine Benennung für nicht zunftmäßige Schneider, die auf dem Boden (dem Speicher) arbeiten mußten, um vor den Nachstellungen der eiferlüchtigen Zunftschneider gesichert zu sein. Leute, die um des bloßen Gewinnes willen die Jagd betreiben, für das Weidwerk im höheren Sinne aber nichts übrig haben und sich um die dabei geltenden Regeln nicht kümmern, nennt man verächtlich Schiefer, und wenn sie soweit darin gehen, daß sie etwa das Mutterwild in der Trag- und Setzzeit nicht schonen oder angeschweiztes Wild, die Mähne der Nachjude scheuend, „veraaalen“ lassen, so beehrt man sie mit den noch stärkeren Namen Aster-jäger, Kasjäger oder Schinder. Im geraden Gegenjage dazu steht der Heger, der seine Wildbahn, d. h. einer größeren, unter fester Aufsicht stehenden Jagdbezirk, weidgerecht behandelt; denn Hege ist der Inbegriff aller derjenigen Maßregeln, die man zur Pflege und zum Schutze einer solchen anwendet.

Vom Menschen.

Die Ahnenzahl des Menschen. Die Frage nach der Ahnenzahl des Menschen ist — so lesen wir in der populär-medizinischen Monatschrift „Gyg“ — schon vielfach zum Gegenstand interessanter Untersuchungen und Berechnungen gemacht worden, die

zu den unglaublichsten Ergebnissen geführt haben. Geht man bei den Berechnungen von der Zahl der Geschlechterfolgen aus, so kommen fabelhafte Ahnenreihen heraus. Jeder Mensch hat zwei Eltern, vier Großeltern, acht Urgroßeltern, sechzehn Urgroßeltern — bald aber wächst die Rechnung ins Märchenhafte. In der zehnten Geschlechterfolge nach rückwärts hat jeder Mensch schon über 1000 Vorfahren, in der 16. Geschlechterfolge schon über 65 000 und bereits in der 20. Geschlechterfolge hat die Ahnenzahl aber schon eine Milliarde erreicht und die Zahl der Ahnen, die nur unsere Zeitgenossen zur Zeit Karl des Großen gehabt haben müssen, würde die Zahl von acht Milliarden überschreiten. Wenn man nun noch ein Jahrtausend weiter zurückgreifen würde, so kommen Zahlen heraus, die in der Höhe überhaupt nur durch Sandkörner oder Wassertropfen dargestellt werden können. Diese schier bodenlose Unermeßlichkeit der Zahlen, die die theoretische Berechnung notwendigerweise ergeben muß, wird allerdings durch praktische Einschränkungen auf ein faßbares Maß zurückgeführt. Bei jenen Berechnungen hat man nur die Zahl der Ahnen eines einzigen Menschen ermittelt; jeder seiner Zeitgenossen hat aber den gleichen Anspruch auf dieselbe Zahl von Ahnen. Zwar ist zu bedenken, daß dieselbe Person in der Regel wiederholt erscheint, oder daß Geschwister sich darunter befinden. So scheidet aus der obersten Ahnenreihe aus der Zeit Karls des Großen schon eine Milliarde von Personen aus. Bei Heiraten zwischen Geschwisterkindern fällt schon ein Viertel der obersten Stammreihe weg. Durch jede Blutsverwandtschaft wird aus der obersten Reihe der Vorfahren eine gewisse Anzahl ausgeschaltet. So schmelzen die theoretisch ausgerechneten Milliarden wieder zusammen, und man findet es dann nicht mehr so erstaunlich, daß es die Menschheit auf der Erde gegenwärtig nur auf eine Einwohnerzahl von etwa 1 1/2 Milliarden Menschen gebracht hat.

Astronomisches.

Die Entfernungen der Fixsterne. Es ist das unsterbliche Verdienst des deutschen Astronomen Friedrich Wilhelm Bessel, zuerst die Entfernung eines Fixsterns nachgewiesen zu haben. Bis dahin war die Himmelskunde genötigt, all diese Himmelskörper als unendlich weit entfernt zu bezeichnen, da die Bestimmung des Abstandes über die Fähigkeit der Beobachtung hinausging. Wie diese Aufgabe zu lösen wäre, hatte man wohl schon früher erkannt. Da die Erde um die Sonne eine Bahn beschreibt, die einen längsten Durchmesser von rund 300 Millionen Kilometer besitzt, so konnte man wohl erwarten, daß diese Bewegung, die von der Erde innerhalb eines Jahres vollendet wird, auch eine scheinbare Bewegung der Fixsterne zur Folge haben mußte, in ähnlicher Weise wie die Sonne scheinbar eine ganze Drehung um die Erde vollzieht, die ein Abbild der Erddrehung im entgegengesetzten Sinn darstellt. Wenn eine derartige Verschiebung der Fixsterne innerhalb des Jahres noch nicht festgestellt worden war, so mußte daraus allerdings der Schluß gezogen werden, daß ihr Abstand von der Erde ungeheuer groß wäre, so daß alle Maße, die man aus dem Sonnensystem heranziehen könnte, dagegen winzig erscheinen müßten. Bessel fand aber an einem Fixstern im Wilde des Schwans, der die Bezeichnung 61 Cygni führt, tatsächlich eine solche Verschiebung, die freilich nur den dritten Teil einer Vogelschunde betrug. Daß er sie nachweisen konnte, trotzdem die astronomischen Instrumente seiner Zeit doch noch längst nicht die Vollkommenheit der heutigen besaßen, ist fast unbegreiflich. Der englische Astronom Henderson, der bald darauf eine entsprechende Messung an dem großen Fixstern Alpha Centauri ausführte, hatte es immerhin wesentlich leichter, da er dessen Verschiebung als eine ganze Vogelschunde beobachtete. Allerdings hat er sogar noch einen Fehler gemacht, da sie sich später nur als eine Dreiviertelschunde herausstellte. Wie fein diese Messungen sein müssen, geht daraus hervor, daß man schon eines Fernrohrs von wenigstens 12 Zentimeter Oeffnung bedarf, um einen Doppelfixstern als solchen zu erkennen, dessen Himmelskörper eine Vogelschunde von einander entfernt sind.

Die Verschiebung oder, wie der technische Ausdruck lautet, die Parallaxe eines Fixsterns um eine Sekunde deutet an, daß ein solcher Stern 206 265 mal weiter von der Erde entfernt ist als die Sonne, und das würde einem Abstand von rund 31 Billionen Kilometern gleichkommen, also einer Ziffer, die hinter der 81 noch zwölf Nullen aufweist. Da solche Zahlen umständlich zu schreiben sind, ist von der Himmelskunde zur Abgabe der Fixsternentfernung das wahrhaft läßne Maß des Lichtjahres erdacht worden, das eine Strecke bezeichnet, die das Licht erst in einem ganzen Jahr durchläuft, obgleich es doch in einer Sekunde über 300 000 Kilometer zurücklegt. Die Parallaxe von einer Sekunde würde gleichbedeutend mit 3 1/2 Lichtjahren sein. Durch unmittelbare Beobachtung mit den verfeinerten Instrumenten der neuesten Zeit, bei denen auch die Photographie benutzt wird, hat sich die Fähigkeit zur Ausführung solcher Messungen erheblich steigert. Mit dem größten Fernrohr der Welt, das die Perlessternwarte bei Chicago besitzt, läßt sich die jährliche Verschiebung von Fixsternen noch erkennen, die um 50 Lichtjahre entfernt sind. Innerhalb dieses Abstandes befinden sich aber wahrscheinlich nur etwa 1000 aller Sterne; das gesamte übrige Firmament ist viel weiter entfernt, mancher dieser Weltkörper vielleicht bis zu Millionen von Lichtjahren.